

(Nachdruck verboten.)

88]

## Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Räthes Gesicht wurde blässer, die dunklen Ringe um ihren Augen wurden noch dunkler. „Ich denke, ich gehe zurück ins Bett, Mutter,“ flüsterte sie mit tonloser Stimme.

Pete half ihr bis an den Fuß der Treppe. Er sah sie beständig mit den großen, feuchten Augen an. Sie fand es schwer, eine gelassene Haltung zu bewahren.

„Wirfst Du Dich aber auch stark genug dazu fühlen, Herzchen?“ fragte Pete.

„Natürlich, bis dahin wird alles gut!“ rief Cäsar. „Welches Mädchen wäre eine Woche vor der Heirat nicht etwas angegriffen.“

Am folgenden Tage bewog sie den Vater, mit ihr nach Douglas zu fahren, wo sie einige kleine Besorgungen hatte, die sich in Ramsen nicht machen ließen. Der Morgen war schön, doch kalt. Pete half ihr in den Gig hinauf und sie fuhren ab. Wenn sie Philipp nur sehen, wenn Philipp sie sehen konnte, so würde ihr Gesicht ihm schon sagen, daß sie die Heirat nicht betrieben habe, sondern nur dem Zwange nachgebe. Sie verwendete vier Stunden darauf, von Laden zu Laden zu gehen, und sich in den Straßen umzuschauen, konnte aber von Philipp nichts gewahr werden. Ihr Schritt war langsam und müde, sie sah angegriffen und hohlwangig aus, aber Cäsar vermochte sie kaum wieder aus der Stadt fortzubringen. Erst als die Dämmerung anbrach, gab sie seinem Drängen nach.

„Wie kurz die Tage jetzt sind,“ sagte sie mit einem Seufzer, als sie auf's Land zurückfuhren.

„Ja, sie sind im September nur um einen Sahnenschrei kürzer,“ sagte Cäsar, „wenn aber eine Frau Einkäufe machen will, so würde selbst ein Hochsommerstag noch zu kurz sein, sie braucht dann das Land der Mitternachtssonne.“

Pete half ihr in der Dunkelheit vor der Thüre der Manks-Fee aus dem Gig, und da er sie einmal in seinen großen Armen hatte, trug er sie gleich bis ins Haus und setzte sie dort auf ihren Platz am Kamin. Sie würde sich gern losgerissen haben, hätte sie es gekonnt; sie empfand eine Art Widerwillen bei seiner Berührung; er aber sah sie mit der stummen Veredsamkeit der Liebe an, und sie schämte sich.

Am Abend waren viele Gevattern im Hause versammelt. Man sprach über die Hochzeitsbräuche früherer Zeiten. Ein Nachbar beschrieb die Zahlhochzeiten, bei denen der Gut herumging und jeder etwas zur Bestreitung der Kosten des Frühstücks und der ersten Einrichtung des Haushalts hineinglegte — die rohen Vorläufer der heutigen Hochzeitsgeschenke. Ein anderer entwarf ein Bild, wie es bei den ausgelassenen Hochzeiten zugeht, die in Gasthäusern abgehalten wurden zur Zeit, da die Insel noch für je tausend ihrer Bewohner drei Brauereien und dreißig Trinkstuben hatte. Der Gastwirt legte zwei Stöcke kreuzweise auf den Fußboden und sagte zu Braut und Bräutigam:

„Springt über die Stöck, legt Euch kreuzweis' daneben Und Ihr seid Mann und Weib fürs ewige Leben.“

Man lachte darüber, nur Räthe sah schweigend am Kamin und trank ihren Thee, und Pete sagte gelassen: „Dabei ist übrigens gar nichts zu lachen. Ich weiß von einem Mädchen aus Foyal, die auf solche Weise mit einem Manne verheiratet wurde. Der Mann ging dann nach Kinsale und wurde wegen des Heringsaufstandes eingesperrt — erinnert Ihr Euch? Es war ein kräftiges Mädchen, und als der Mann fort war, kamen die Burjchen, um sie zu werben, erst der eine und dann der andre, auch brave Menschen waren darunter. Um die Ehre blank zu halten, waren sie bereit, mit ihr, wie's rechtens ist, vor den Pfarrer zu treten! Aber nein! Glaubten sie etwa, daß sie Vielmannerei triebe? Sie wäre schon an einen Mann verheiratet, und das sei für ein anständiges Mädchen genug. Und sie wollte sie nicht und that es nicht und endlich kam ihr richtiger Burjsche zurück, und sie lebten zusammen als Mann und Frau; und warum sollten sie's nicht?“

Diese Frage, von einem Manne gestellt, der eben im Begriff stand, sich in der Kirche trennen zu lassen, wurde mit

lautem Gelächter aufgenommen, nur Grannie erhob liebevollen Einspruch: „O Pete, es ist schrecklich, Sie so sprechen zu hören.“

„Was ist dabei Schreckliches, Grannie?“ fragte Pete. „Ist's nicht der Allmächtige, der die Ehen schließt, und nicht der Pfarrer?“

„Ach, armer Junge! armer Junge!“ schrie Grannie. „Sie waren doch sonst immer ein guter Mensch, nun aber sind Sie auch auf böse Wege geraten.“

Räthe war in fieberhafter Aufregung. Sie wollte Pete ihr Herz öffnen und ihm sagen, daß sie ihn unmöglich heiraten könne. Pete würde einsehen, daß Philipp nach göttlichem und menschlichem Gesetz schon ihr Gatte sei. In dieser Stimmung verlebte sie den folgenden Tag, Freitag, größtenteils im Bett, denn die Anstrengung des Tages in Douglas hatte sie wieder in ihr Zimmer gebannt.

Gegen Abend aber kam sie herunter und erhielt wieder ihren bequemen Sitz am Kamin. Es waren vier oder fünf alte Frauen in der Küche, welche Leinwand zu weißen Betttüchern spannen, die Grannie zum Hochzeitsgeschenk bestimmt hatte. Als das Tagewerk ziemlich beendet war, kamen die alten Ehemänner der Frauen, um die Spinnräder nach Hause zu tragen. Als die Räder zu schwirren aufhörten, forderte Pete die alten Gevatterinnen auf, Geschichten aus früherer Zeit zu erzählen.

„Erzählt uns etwas aus den Tagen Eurer Jugend, Anna,“ sagte Pete zu einer achtzigjährigen Frau, der ihr Gatte von vierundachtzig, seine Pfeife schmauchend, zur Seite saß.

„Wissen Sie,“ sagte die Alte, „ich war auch einmal nahe daran, in die Fremde zu gehen, wie Sie, Herr; es hätte wenig gefehlt — und das ging so zu: An dem Tage als ich meinen Mann da heiratete, wanderte sein Bruder nach Australien aus. Jemmy war meine alte Liebe; ich hatte ihn nur aufgegeben, weil er mir immer meine Taschentücher stahl. An jenem Morgen kam er aber vor mein Fenster und fragte: „Willst Du mitkommen, Anna,“ ich huschte in meinen Unterrock, stahl mich hinaus und ging nach dem Quai mit ihm. Als ich aber die weißen Pferde auf dem Wasser sah, sank mir das Herz; ich kehrte nach Hause zurück und ging statt dessen mit diesem da zur Kirche.“

Während die alte Anna ihre Geschichte erzählte, sperrte ihr Mann den Mund weiter und weiter auf, bis ihm der Pfeifenstiel aus dem zahnlosen Mund auf die Weste fiel. Dann streckte er den linken Arm aus und schlug ihr mit der geballten Faust auf die Schulter.

„Und Du hast seit mehr als sechzig Jahren mit mir gelebt,“ sagte er, „und mir bis jetzt noch nie was davon gesagt?“

Pete suchte den Mann zu beruhigen; seine verspätete Eifersucht ließ sich aber nicht stillen; er lud sich das Spinnrad auf die Schulter, humpelte davon und rief noch zurück:

„Und ich alter Esel hab' noch zwei Pfund fünf Schilling hinausgeschickt, um dem Mann einen Grabstein setzen zu lassen.“

Als das alte Ehepaar fort war, brach ein schallendes Gelächter los. Pete aber sagte: „Ein Geheimnis bleibt immerhin ein Geheimnis, und die alte Frau hatte kein Recht, es zu verraten. Es war auch des toten Mannes Geheimnis, und sein Andenken wird dadurch besudelt. Wenn jemand ein Unrecht begangen hat, so kann er nichts Besseres thun, als verdammt wenig davon sprechen.“

Räthe erhob sich und ging zu Bett. Abermals war ihr eine Thüre verschlossen worden und sie fühlte sich schwach und einer Ohnmacht nahe.

### XVIII.

Der nächste Tag war Sonnabend. Räthe erinnerte sich, daß Philipp Sonnabends nach Ballure ging. Sie war gewiß, daß er dann auch nach Sulby kommen würde. Er brauchte ihrer aber nur ansichtig zu werden, um ihre Not zu erkennen, die alle Farbe aus ihren Wangen getrieben hatte. Dann würde er mit Pete und ihrem Vater reden, er würde sie freisprechen und die Schuld auf sich nehmen. Wie ein Verzweifelter, der sein Letztes aufs Spiel gesetzt hat, wartete sie und horchte und lauschte den ganzen Tag. Beim Frühstück sagte sie sich: „Er wird am Morgen kommen.“ — Zu Mittag: „Er kommt



wohl im Laufe des Nachmittags.“ — Beim Abendessen: „Er kommt noch zur Nachtzeit.“

Aber Philipp kam nicht und ihre Aufregung steigerte sich bis zu einem unerträglichen Grade. Ihr Blick hing an der Uhr; die Minuten schlichen mit bleierner Trägheit weiter, die Stunden dagegen flogen mit Blitzschnelle davon. Es ging ihr wie einem Angeklagten, der auf sein Urteil wartet. So oft die Uhr zum Schläge ausholte, fühlte sie sich in ihrem Verhängnis um eine Stunde näher.

Die Spannung verwirrte sie immer mehr. Sie machte es Philipp zum Vorwurf, daß er sie dieser grausamen Ungewißheit preisgab; sie erlitt die Qualen eines Herzens, das gleichzeitig lieben und hassen möchte. Dann machte sie sich selbst wieder Vorwürfe, den Tag der Hochzeit verändert zu haben, und suchte Philipp durch ihre Hast zu entschuldigen. Sie kam sich vor wie eine Heze, die durch ihren eignen Zauber verbrannt. Die Hoffnung verließ sie und ihr Wille brach kraftlos zusammen. Gleichwohl war sie zu einem Aufschub der Hochzeit entschlossen.

Das war Sonnabendnacht. Am Sonntag früh war sie einen Schritt weiter gegangen. Der letzte armselige Hoffnungschein, daß Philipp dazwischen treten würde, schien jetzt erloschen, und sie hatte sich entschlossen, was auch kommen möchte, gar nicht zu heiraten. Dann brauchte sie nicht um Petes Verzeihung zu bitten und hatte nicht nötig, Philipps Geheimnis zu verraten. Alles, was sie zu sagen brauchte, war, daß sie nicht heiraten wolle und keine Nacht der Erde sie dazu zwingen werde.

Mit diesem Entschluß und einem Gefühl unermesslicher Erleichterung ging sie hinunter. Cäsar kam eben aus der Veststunde zurück und Pete aus dem neuen Hause in Ramsen. Sie setzten sich zum Mittagessen. Nach Tische beabsichtigte sie, sich zu erklären. Cäsar schärfte das Vorlegemesser am Stahl und sagte: „Wir haben die Christiane Killip heute wieder in die Gemeinschaft aufgenommen.“

„Das arme Ding,“ meinte Grannie. „Schade, daß sie überhaupt je ausgeschlossen worden ist.“

„Mag sein — mag auch nicht sein,“ sagte Cäsar. „Notwendig war's jedenfalls. Ein räudiges Schaf kann die ganze Herde anstecken.“

„Und hat denn die Trauung die Sünden des verirrtten Schafes in Gnaden zugedeckt, Cäsar?“ fragte Pete.

„Sie ist nun Mrs. Robbie Teare und ein ehrbares Weib,“ erwiderte Cäsar, indem er den Rinderbraten zerteilte, „und das ist alles, was eine christliche Kirche zu bedenken hat.“

Käthe aß an diesem Tage nichts zu Mittag; auch sprach sie sich nicht aus, wie es ihre Absicht gewesen. Eine übernatürliche Macht schien ihr im letzten Augenblick den einzigen noch übrigen Ausweg verschlossen zu haben. Sie war mitten im Sturm. Das Gewitter drohte auf sie her nieder zu krachen. Wohin konnte sie fliehen, um Schutz zu suchen?

Ihres Vaters Worte über jenes Mädchen hatten ihr dessen Leben gezeigt und zugleich ein Licht auf ihr eignes Verhältniß zu Philipp geworfen. Der Gedanke an die möglichen Folgen, denen sie mit so viel Freude entgegengesehen, weil sie ihr Recht zu geben schienen, hatte jetzt in ihr das Bewußtsein ihrer moralischen Lage geweckt. Sie war ein gefallenes Weib! Oder was war sie sonst? Und wenn jene Folgen wirklich eintraten, was würde dann wohl aus ihr werden? Bei den stark pietistischen Ansichten ihres Vaters würde die Schande seinen ganzen Haushalt aus den Fugen bringen, seine Sekte zu Grunde richten und seine religiösen Ansprüche mit der Wurzel ausreißen. Käthe zitterte bei dem Gedanken, daß durch sie ein solches Unheil herbeigeführt werden könne. Sie sah sich schon von Heim und Haus vertrieben. Wohin konnte sie fliehen? Und fände sie auch eine Zuflucht, sie würde doch alle, die sie zurückließ, in Kummer und Schande gestürzt haben, ihre Mutter, ihren Vater, Pete und alle andren.

Wenn sie nur das Vergangene aus ihrem Leben hätte herausreißen können, so brauchte wenigstens die Heirat nicht zu stande zu kommen. Sie würde sich auch vermeiden lassen, wenn sie ein Mann wäre, denn ein Mann kann sündigen und doch der Zukunft mit festem Blick entgegensehen. Aber eine Frau ist zwar Herrin ihrer Thaten, doch deren Folgen sind für sie unberechenbar. O, das Elend, ein Weib zu sein! Sie fragte sich, was sie beginnen sollte — und wußte keine Antwort darauf. Sie konnte das Netz der Verhältnisse nicht zerreißen. Ihre Lage mochte falsch, sie mochte unehrenhaft sein,

aber es gab kein Entrinnen. Nirgends leuchtete ein Strahl der Hoffnung.

Spät am Sonntagabend saßen sie alle zusammen in der Küche, Käthe in ihrem gewohnten Sitz am Kamin, Pete auf dem Stuhle an der Torfkammer, zum Schlot hinausrauchend. Cäsar las laut vor, Grannie hörte zu und Nancy bereitete das Abendessen, als die Thür zur Vorhalle aufgerissen wurde und jemand eintrat. Käthe fuhr zusammen, sprang mit einem Freudenschrei auf, sah sich begierig um, ward glühend rot und setzte sich wieder.

Es war Christiane Killip, ein blaßes, schwächliches, eingeschüchtertes Wesen und ängstlich wie ein scheues Bild.

„Ist Mr. Quilliam hier?“ fragte sie.

„Hier ist der Mann selbst, Christiane,“ sagte Grannie.

„Was wollen Sie von ihm?“

„Ach, Gott segne Sie, Herr,“ sprach das Mädchen zu Pete, „Gott segne Sie immer und ewiglich!“

Dann sich zurück an Grannie wendend, setzte sie ihr nach Frauenart mit vielen Worten auseinander, daß ein Unbekannter ihr den Tag zuvor durch die Post zwanzig Pfund für das Kind geschickt hätte. Sie habe erst erraten, wer es sein müsse, nachdem ihr John, der Küster, erzählt, was Pete vorige Woche gesagt hätte.

Pete knurrte, blickte seitwärts und hüllte sich in Rauchwolken. „Schon gut, Frau, schon gut,“ sagte er. „Glauben Sie nur nicht alles, was Sie hören. John sagt jedenfalls mehr als sein Amen.“

„Ich bitte Sie um Verzeihung, Miß,“ sagte jetzt die Frau zu Käthe, „aber ich mußte ihm danken. Wirklich, ich konnte nicht anders — ich fühlte —“ und damit brach sie in Thränen aus.

„Und wo ist das Kind?“ fragte Pete, mit wildem Blick auffpringend. „Was? — Sie haben das kleine Ding doch nicht im Schlaf allein gelassen? Machen Sie unverzüglich, daß Sie wieder zu ihm kommen. Gut' Nacht!“

„Gute Nacht; Gott segne Sie, und wenn Sie morgen verheiratet sind, möge Gott auch Ihrem Weib Glück und Segen schenken.“

„Gut, gut“, knurrte Pete und drängte sie nach der Thüre. „Sie verdienen eine gute Frau und möge Gott Ihnen beiden gnädig sein.“

„Still, still!“ sagte Pete und schob sie sachte zur Stube hinaus.

Sie streichelte das Haar ihres Kindes diese Nacht noch zärtlicher als je und küßte es wieder und wieder.

Käthe verging fast der Atem; es wurde ihr schwarz vor den Augen. Ihr Stolz und ihr Wille waren völlig gebrochen. Dieser großherzige Mann liebte sie. Er würde sein Leben hingeben, um im Notfall das ihre zu retten. Morgen wollte er sie heiraten. Hier war der Fels, der ihr Schutz bot, dieser starke Mann ihr zur Seite.

Sie konnte nicht länger gegen ihr Schicksal ankämpfen; es drängte sie mit unsichtbarer Hand vorwärts. Wenn Philipp nicht kam, um sie zu befreien, mußte sie Pete heiraten.

Und Pete? Sie glaubte Pete kein Leid anzuthun. Sie hatte die Sachlage noch nicht von Petes Standpunkt aus betrachtet. Wenn sich in der Wüste die Sandwolke über dem entsetzten Wanderer entladet, flüchtet er unter den Sattelsack des Kamels und findet dort Schutz. Was aber wird aus dem Kamel selbst, das mit seinem Haupt dem Sturm Trotz bieten muß? Bis der Sturm vorüber ist, denkt der Wanderer nicht daran. So erging es Käthe mit Pete.

(Fortsetzung folgt.)

## Berliner Seceßion.

### III.

Unter den älteren deutschen Malern, deren Bildern man in den Seceßionsausstellungen stets begegnet, kommt in diesem Jahre eigentlich nur Max Liebermann mit einer Ueberschauung. Neben einer frischen Studie „Im Meer“, in der er ein ähnliches Motiv giebt wie in einem wirkungsvollen Strandbilde im Vorjahre, und neben einem freundlichen Wilde „Altfrauenhaus in Leyden“, die beide ihn in seiner bekannten Art zeigen, bringt er zum erstenmale eine große Figurenkomposition „Simson und Delila“. Es ist der Moment dargestellt, wie Delila dem erschläft auf ihrem Schoß liegenden Miesen die Locke geraubt hat und sie triumphierend den im Hintergrunde lauernden Volksgenossen entgegenhält. Man sieht nur auf einem großen weißen Lager die beiden nackten Figuren, die gegen einen dunklen Vorhang gesetzt sind. Es will



mir jedoch nicht scheinen, daß dieser Schritt Liebermanns auf ein neues Gebiet glücklich gewesen ist. In dieser roh hingestrichenen Masse fühle ich nicht die Kraft des schlummernden Riesen, und der kreidige, in seinem Bewegungsmotiv nicht ganz verständliche weibliche Akt und das starre Gesicht scheinen mir weit entfernt, den Vorstellungen zu entsprechen, die das Thema wachruft. Das Ganze scheint mir doch zu schwächlich in der Durchführung, so daß es gerade bei der ein wenig präntiösen Art, mit der es sich in Szene setzt, einen Zwiespalt zwischen Wollen und Können stark empfinden läßt.

Arnold Böcklin ist in diesem Jahre nur mit einer Skizze zum „Ritt des Todes“ vertreten, während von Wilhelm Leidl drei Bilder ausgestellt sind, unter denen ein eigenartig aus- geschnittenes Motiv nur den Körper eines Mannes von den Knien bis zum Leib zeigt, dessen Hände krampfhaft einen Stutzen umspannen; aber in diesen Händen ist ebenso wie in dem minutiös durchgeführten Gesicht eines Wilderers eine ungeheure Energie zum Ausdruck gebracht. Eine ganze Anzahl Bilder sieht man von Wilhelm Trübner. Darunter sind zwei prächtige Reiterporträts und ein Pferdebild in seiner neueren Art; die mit so breiten und großen Pinselstrichen arbeitet, daß man sich immer von neuem wundert, wie es möglich ist, daß sie schon auf kurze Entfernung zu einer vollen kräftigen Bildwirkung zusammengehen. So sehr man diese Technik bewundern muß, lieber ist mir der alte Trübner, von dem man (aus dem Jahre 1876) ein Porträt eines jungen Mannes sieht. Wie ungezwungen ist die Haltung, wie lebhaft der prüfende Blick, und wie fein der schwarzgrüne Grundton des Bildes, aus dem sich das energisch charakterisierte Gesicht und die scharf gezeichneten Hände als die einzigen hellen Flecke herausheben! Und der Vortrag ist echt malerisch weich und auch breit, ohne doch eine Spur des Gewaltigen zu haben, wie die spätere Technik. Trübner ist so recht der Vertreter des „l'art pour l'art“. Er macht sich nicht die geringsten Strapazen, einen weiblichen Akt unter belaubten Bäumen „Salome“ zu nennen, zu welchem Zwecke er ihm eine Schlüssel mit einem Kopf in die Hand giebt; er macht nicht einmal wie Liebermann den Versuch, das alte Motiv, das für uns mit einem solchen Namen vertulpselt ist, mit modernem Gehaltsinhalt auszufüllen.

Auch Louis Corinth geht in diesem Punkte weiter. Er sucht zwar die alten Vorwürfe nicht eigentlich, um sie im modernen Sinne psychologisch auszuweisen; ihm ist die malerische Erscheinung alles, auch wenn er wie in diesem Jahre eine biblische Szene zeigt. Daß ferner der in seinem ganzen Wesen sehr robuste Maler, der sich auf seinem Selbstbildnis so rüchaltlos als solcher vorstellt, gerade auf den Gedanken verfallen muß, die „Grazien“ zu malen, und daß seine so außerordentlich wenig graziöse, aber malerisch tüchtige Lösung Anlaß finden konnte, zeigt wieder, wie wenig uns heute „Die Idee“ gilt. Sein Porträt des Dichters Peter Hille gehört zu seinen besten Leistungen; er geht darin nicht auf seelische Vertiefung und Durcharbeitung, sondern giebt, was ihm im ersten Wurf gelangt, und gerade so geraten ihm seine Arbeiten wohl am besten, während sie bei weiterer Ausführung an Frische und Kraft zu verlieren scheinen. Friß von Uhde, der von der religiösen Malerei augenscheinlich ganz zurückgekommen ist und auch nur noch rein malerischen Aufgaben nachgeht, hat das Bild eines Mannes gesandt, der sich eben zum Ausgang den Rock anzieht. Es ist ganz in grauen Tönen gehalten und hebt sich daher merkwürdig ab von seiner Umgebung, die davon Kunde giebt, daß die Graumalerei eigentlich längst „überwunden“ ist.

Am meisten umstritten sind diesmal die Arbeiten von Max Klinger, der sich als Maler und Bildhauer zeigt. Sein Bild „Homer“ zeigt einen nackten Greis im letzten roten Sonnenlicht am Strande des Meeres, aus dem riesige plumpe Meergötter heraus- kriechen; sie scheinen auf die Worte des heftig gestikulierenden Homer zu hören. Es ist schwer, sich in die Idee dieses Bildes hinein- zufinden und die Beziehungen, die der Künstler im Auge hat, richtig zu deuten; aber man würde schließlich darüber hinwegkommen, wenn es rein künstlerisch mehr böte. Noch mehr enttäuschen jedoch die drei Plastiken. Von dem nach langen Jahren endlich fertig gewordenen „Beethoven“ ist nur das Modell in be- maltem Gips zu sehen, während das viel größere und in edlen Steinen ausgeführte Original in die Wiener Secession gewandert ist. Zwischen dem Entwurf des Modells und der end- gültigen Ausführung liegen viele Jahre künstlerischen Schaffens, in denen sich Klinger immer entschiedener der Plastik zugewandt hat. Es wäre daher Unrecht, wollte man das Werk selbst nach diesem Modell beurteilen, und die geeigneten Abbildungen versagen gerade an einem entscheidenden Punkte, der polychromen Behandlung. Die ganze Anlage des Werkes jedoch und die Gestaltung der Hauptfache, der Figur Beethovens, die in den Grundzügen wohl beibehalten sind, scheinen mir mißlungen zu sein. Beethoven ist als Jupiter auf dem Throne, der mit beziehungsreichen Reliefs in Klingers Art über und über bedeckt ist, dargestellt; er ist entkleidet, nur ein großer roter Mantel ist ihm über die Knie gelegt. Der Moment der Inspiration ist in einer Art der Haltung dargestellt, die man gelinde kann anders als „Drüsen“ bezeichnen kann; und ich kann in diesem Gesicht die Größe nicht finden, die es haben soll. Vielleicht wirkt das in der Ausführung aber doch alles anders; es bliebe dann das Rätsel, warum ein solches Modell ausgestellt wurde. Ich kann indessen nicht leugnen,

daß die Art der polychromen Behandlung, wie Klinger sie im all- gemeinen sieht und wie sie auch in dieser Insstellung in der Marmor- bilde der Schriftstellerin Menieff das Urteil herausfordert, sehr bedenklich stimmt. Er schafft bekanntlich die Vielfarbigkeit seiner plastischen Werke nicht einfach durch Aufmalen, sondern er sucht für jeden Teil einen edlen Stein, der von Natur den gewünschten Farbenton hat. Aber es gelingt ihm nicht, diese Stücke zu einem Ganzen zusammenzubringen; seine polychromen Arbeiten wirken eben „gestüßelt“, weil die einzelnen Teile zu disparat in ihrem ganzen Charakter sind. Man wird in der Wüste der Menieff immer die drei Teile sehen, den Unterfuß in grünem Marmor, der zugleich für die Darstellung des Gewandes dient, die Brust und das Gesicht in hellem Marmor und das schwere Haar aus demselben Material wie der untere Teil, das aber nicht wie leichtes Haar den Kopf umschleift, sondern wie eine dicke, schwere, wulstige Masse aufgesetzt ist und den Eindruck erweckt, daß es auch abgenommen werden könnte. Und was ist das für eine Art, die Augen darzustellen, mit aufgeschlossenen Augenbrauen und einem hellen Stein als Pupille! Wie bleibt das ganze Gesicht, der Mund, die Nase, das Kinn, der Hals doch völlig tot! Alle innere Belebung, die sonst die Plastiker als ihre vornehmste Aufgabe ansehen, hat Klinger hier vernachlässigt, um der äußeren Prachtwirkung nach- zujagen. Vielleicht ist trotz der Richtung, die die Entwicklung des Künstlers in den letzten Jahren genommen hat, die Plastik nicht sein eigentliches Gebiet. Dafür spricht mir fast noch mehr als dieser mißglückte Versuch die große Liszt-Wüste in Gips. Hier sind mit Fleiß die „großen Züge“ herausgearbeitet, aber es scheinen damit nicht die Wesenszüge dieses Charakters intuitiv erfasst, sondern man hat die Empfindung, daß die innerlich gegebenen Züge durch einfache Uebertreibung herausgequält sind, ohne daß es dem Künstler möglich gewesen wäre, die großen Formen mit dem entsprechenden seelischen Inhalt, mit wirklichem Leben zu erfüllen. Man braucht nur einen Blick auf die Wüste Wilhelm Bodes von Adolf Hildebrand zu werfen, um durch den Gegensatz zu fühlen, was es heißt, die entscheidenden Formen herauszuarbeiten und ihnen dabei inneres Leben zu geben, das tote Material zu befehlen.

Die übrigen Werke der plastischen Abteilung zeigen bei den deutschen Künstlern einen sehr erfreulichen Fortschritt in der Klein- plastik. Von August Gaul sind wieder ein paar seiner zielrich- tigen und doch so lebensvollen kleinen Tierbronzen zu sehen, Ignatius Tassner giebt eine vorzügliche bemalte Holzstatuette „Wanderer“ und eine kleine Bronze „Parzifal“, Hugo Kaufmann eine versilberte Bronze „Sirene“. Dagegen scheint Louis Tuailon mit seinen neuen Arbeiten nicht auf der Höhe seiner „Amazone“ zu stehen. Während in dieser die Einheit von Kopf und Reiterin bewundert wurde, fallen bei seinem neuen „Rossknecht“, der neben dem Pferde herläuft, die Figuren des Jünglings und des Pferdes stark auseinander; ja, man hat fast dasselbe Gefühl von jeder der beiden Gestalten für sich, da die Gliedmaßen weit auseinandergezogen sind, ohne daß sie eine höhere Einheit in dem gesamten Aufbau zusammenhielte.

Von den plastischen Werken der Ausländer fallen auf die kleinen Arbeiten des Belgiers George Minne, die sehr ausgiebig in ihren Bewegungsmotiven, aber doch von einer starken Ausdrucks- fähigkeit ihres Schöpfers Zeugnis ablegen, die Tierstatuetten des Engländers John Swan, und als das hervorragendste, was diese Ausstellung überhaupt zu bieten hat, zwei kleinere Werke von Auguste Rodin. Besonders die Marmorgruppe „Die Ver- suchung des heiligen Antonius“ reiht sich dem Größten an, was von diesem genialen Franzosen hier bekannt geworden ist. Der Heilige lauert in seiner Mönchskutte am Boden und läßt inbrünstig das Kreuz, während die schöne nackte Ver- sucherin sich rüchlings über ihn geworfen hat. Wie der Mönch sich ganz in sich zusammenzieht, man möchte fast sagen, in das kleine Kreuz in seiner Hand hineinzukriechen sucht, wie die Versucherin in ängstlicher Wildheit sich an ihn drängt, das ist mit einer hinreichenden Gewalt des Ausdrucks gestaltet. Obwohl zum Teil nur ganz flüchtig ausgeführt, sind diese steinernen Körper bis in die letzte Faser belebt. Die Gruppe ist nur soweit als notwendig aus dem Stein herausgelöst, ein wunderbares Spiel von Licht und Schatten giebt der inneren Fläche das höchste Leben, und von welcher Seite man es auch sehen mag, immer bieten schon die Linienführungen der beiden Ge- stalten gegeneinander das Bild ihres verzweifelten inneren Kampfes, der allerdings schon der Entscheidung, dem Siege des Mannes zu- neigt. — hl.

## Kleines Feuilleton.

K. Jüdische Astrologen. Es mag manchen überraschen zu hören, daß auch in unsren Tagen noch der Astrologe eine große Rolle in Indien spielt. Er stellt dort das Horoskop des neugeborenen Kindes, und dieses Dokument wird sogar von den Gerichtshöfen bei der Bestimmung des Alters als Beleg anerkannt. Er bestimmt die Stunden für Hochzeiten, religiöse Feste und den Beginn und die Vollendung jeder wichtigen Thätigkeit. Der Astrolog ist auch ge- wöhnlich der „Purohit“ oder Familienpriester, und seine Hilfe ist unentbehrlich, damit der Hindu bequem durchs Leben gehen kann. Er kann durch die geeigneten Gebetsformeln („mantras“) die bösen Einflüsse der Planeten und die schlechten Wirkungen von Versuchungen oder Zauberworten abwenden. Er reinigt den Unreinen, segnet Häuser, Zisternen und



Brunnen, weist neue Götterbilder, ruft die Gottheit in ihnen an und vollzieht die heiligen Ceremonien bei Hochzeiten und Begräbnissen. Seine Hilfe wird von den Hindus während der Schwangerschaft ihrer Frauen sehr geschätzt. Töchter werden sehr geschätzt; sie sind in religiöser Beziehung nutzlos, da sie die zur Befreiung eines Mannes von der Hölle nötigen Begräbnis-ceremonien nicht vollziehen können. Und wirtschaftlich sind sie besonders in den höheren Kasten eine Last, denn ihre Verheiratung ist eine kostspielige Sache. Daher wird der „Purohit“ oder ein anderer heiliger Mann ersucht, ständig zu beten, daß das kommende Kindchen dem männlichen Geschlecht angehöre. Er weist sich diese Zusucht zu übernatürlicher Hilfe wirkungslos, so ist die Ausrottung der neugeborenen Tochter ziemlich wahrscheinlich. Vom Kindermord wird natürlich wenig gesprochen, aber fraglos wird er in großem Maßstabe ausgeübt. Es giebt 6 000 000 weniger Frauen als Männer in Indien. . . . Aber weit wichtiger noch als der „Purohit“ ist der „Guru“. Der Guru ist das Medium des Heils, und daher ist seine Stellung höher als die des Priesters. Wehe dem Hindu, dessen Körper und Seele nicht durch den geistlichen Rat des „Gurus“ gereinigt worden ist! Er lebt und stirbt wie ein wirkliches Tier auf Erden, ohne Hoffnung auf unsterbliche Seligkeit. Wie barmherzig seine Besuche sein mögen, wie fleckenlos sein Charakter, wie stark auch sein Glaube an die Götter ist, seine Rituale ist ohne den „Guru“ unmöglich. Der „Guru“ und der Priester wetteifern dabei nach dem Urteil eines englischen Beobachters beide mit einander in Unwissenheit und Eigendünkel. Beide sind habüchlich, charakterlos und verstehen jedes Laßer; aber der „Guru“ wird viel mehr verehrt als sein Begleiter, da er ein weniger häufiger Besucher ist, und wegen der spekulativen und geheimnisvollen Natur seiner Beschäftigung. Die Herrschaft des „Guru“ über die Familie ist vollständig. Seine Besuche sind gewöhnlich jähelich; aber es giebt auch viele, die einfach ihre Zeit in den Häusern der Anhänger verbringen, von einem zum andern gehen, dort, so lange sie wollen, bleiben, sich der Gastfreundschaft aufdrängen und mit der abergläubischen Furcht ihrer Wirte Handel treiben. —

cc. Ueber die Dauer der Dämmerung in den Tropen werden in der ameritanischen „Science“ einige Angaben gemacht, wonach dieselbe bedeutend länger dauern soll, als man gewöhnlich annimmt. Für den Aequator wird ihre Dauer zu 20, ja bei ganz reiner Luft sogar nur zu 15 Minuten angegeben. Demgegenüber will Herr Bailly von der Harvard-Sternwarte zu Arequipa eine Dämmerung von einer Stunde und 25 Minuten beobachtet haben. Arequipa liegt 8000 Fuß hoch und mit zunehmender Höhe muß die Dauer der Dämmerung sinken. Weiterhin soll in Vincocaha, bei 16 Grad südlicher Breite und 14000 Fuß Höhe, eine Dämmerungsdauer von einer Stunde 12 Minuten beobachtet worden sein. Herr Bailly schließt daraus, daß die tropische Dämmerung niemals kürzer, meistens sogar erheblich länger dauere, als eine Stunde. Uns aber will scheinen, daß er nur eine sehr bekannte Thatsache von neuem behauptet und belegt, weil er die Begriffe der astronomischen und bürgerlichen Dämmerung verwechselt. Die Dämmerung wird hervorgerufen durch die Lichtbrechung in der Atmosphäre. Je höher ein Ort liegt, um so später sinkt für ihn die Sonne unter den Horizont; während sie auf dem Erdboden nicht mehr sichtbar ist, dringen ihre Strahlen noch ungehindert in die höchsten Luftschichten ein, werden hier gebrochen, abgelenkt, an Staub- und Nebelteilchen reflektiert und erhellen die von der Erde sichtbaren Luftschichten ganz erheblich, so daß diffuses (gestreutes) Licht auch noch zur Erde gelangt. Der Dämmerungswinkel, d. h. der Winkel des Bogens, den ein Ort nach Sonnenuntergang bei der Drehung der Erde zurücklegen muß, ehe der letzte Lichtstrahl am Abendhimmel erlischt, wird nach hundertfachen Beobachtungen zu 18 Grad angegeben. Da das der 20. Teil des vollen Kreises (360 Grad) ist, so ergibt sich hieraus für die Tag- und Nachtlänge, wenn die Sonne gerade senkrecht über dem Aequator steht, eine Dämmerungsdauer, die gleich dem 20. Teil von 24 Stunden, also 1 Stunde 12 Minuten ist. In höheren Breiten ist sie länger — eine leichte geometrische Konstruktion veranschaulicht das sehr gut — unter 45 Grad fast 2 Stunden, unter 63 Grad ungefähr 3 Stunden. Sobald die Sonne nicht mehr senkrecht über dem Aequator steht, muß die Dämmerung auf ihn noch etwas länger dauern. Die angeführten Beobachtungen sind im Juni und August auf der südlichen Hemisphäre gemacht, also zu einer Zeit, wo die Sonne nördlich vom Aequator stand; sie sind also vollständig im Einklang mit allen früheren Beobachtungen. Unter bürgerlicher Dämmerung versteht man die Zeit, bis zu welcher man nach Sonnenuntergang etwa noch lesen kann. Diese Zeitdauer ist natürlich nicht so scharf begrenzt, wie die astronomische. Im allgemeinen beträgt sie etwa ein Drittel der letzteren; in den Tropen also 24—30 Minuten. Bei sehr klarer, reiner Luft wird das Licht wenig zerstreut, die bürgerliche Dämmerung verschwindet sehr schnell, ist die Luft weniger rein, schweben in großer Höhe leichte Nebelbläschen, so wird die Zerstreung des Lichtes begünstigt, die Dämmerung dauert länger. Aber die astronomische Dämmerung, die Zeit bis zum Verschwinden des letzten schwachen Lichtscheines, wird hiervon so gut wie gar nicht beeinflusst, ihre Dauer beträgt in den Tropen je nach der Jahreszeit, d. h. je nach der Stellung der Sonne zum Aequator 5/4—2 Stunden. —

### Aus dem Tierleben.

ks. Können die Krebse hören? Nach den neuesten Forschungen ist diese Frage zu verneinen für die Krebse sowohl, als auch für die Fische. Die sogenannten Hörbläschen oder Otolithen bestehen bei den Krebsen aus kleinen Grübchen an der Basis der ersten Fühler, die nach außen offen, aber durch stärkere Haare geschützt sind. In diese Grübchen prallt das Tier kleine Sandkörner oder in Ermangelung solcher, z. B. in ganz klarem Wasser, andre feste Bestandteile, die man allgemein als Hörsteine, Otolithen, bezeichnet. Klopfte man an die Wände eines Gefäßes, in welchem Krebse aufbewahrt wurden, so reagierten diejenigen Individuen, denen die Otolithen aus den Antennen (Fühlern) herauspräpariert worden waren, ganz in derselben Weise wie unberlebte Tiere, dagegen bemerkte man eine Abnahme der Empfänglichkeit für Reize, wenn die Antennen mit den Tasthaaren entfernt worden waren. Bei einigen Krebsen, die überhaupt keine Otolithen haben, zeigten sich dieselben Erscheinungen. Es handelt sich also kaum um ein Hören, sondern um ein Empfinden der durch die Schallwellen erregten Erschütterung des Wassers. Krabben z. B., die sich auf einer Sandbank befinden, bleiben ebenfalls vollkommen gleichgültig gegen die lautesten Geräusche, fliehen aber sofort der See zu, sobald man mit dem Fuß auf den Boden stampft. — Die Hörbläschen und die Hörsteine erwiesen sich aber als Gleichgewichtsorgane. Tote Krebse schwimmen im Gegensatz zu den lebenden auf dem Rücken. Präparierte man nun an lebenden Tieren die Otolithen heraus und gab die Krebse wieder ins Wasser, so begannen sie von der einen Seite auf die andre zu rollen, obwohl sie sich noch immer bemüht zeigten, den Rücken nach oben zu kehren. Die Unsicherheit der Tiere nahm noch erheblich zu, wenn auch die Fühler abgeschnitten wurden. Blendete man dann die Krebse noch, indem man die Augen mit einer Mischung von Ruß und Schellak bestrich, so hörte jede Orientierungsmöglichkeit auf, sie fielen von einer Seite auf die andre, rotierten um die Längsachse und waren nicht im Stande, wenn sie auf die Seite oder auf den Rücken gelegt wurden, ihre normale Stellung wieder anzunehmen; dagegen brachte bloße Blendung ohne weitere Verletzung keine andre Wirkung hervor, als daß die Tiere möglichst mit festen Gegenständen in Berührung zu bleiben suchten, so daß der Taster den Gesichtssinn ersetzte. —

### Humoristisches.

— Alte Bekannte. „Na, Herr Prohensberger, wie gefällt Ihnen die Toteninsel?“  
 „Kein' i scho. Wo der Gegend hab i no a paar Ansichtskarten dahoam, da warn ma vorigs Jahr in da Summer-frieh'n!“ —  
 — Triftiger Grund. Verdie: „Hörten Sie jemals, daß ein Mann sein Alter verleugnete?“  
 Alig: „Ja, einmal.“  
 Verdie: „Der muß verrückt gewesen sein.“  
 Alig: „Nein, das nicht, er hatte eine unberheiratete Zwillingsschwester.“ —  
 — Saison-Beginn. Münchener Droschkentischer (zum Pferd): „Brändl, jetzt kommen die Fremden, da siehst a paar Monat lang uiz mehr als 's Hofbräuhaus.“ —  
 („Jugend“)

### Notizen.

— Dem Vernehmen nach will Herr von Bollen nach Amerika überbreteln gehen. —  
 c. Das Personal der Pariser Oper. Aus einem offiziellen Bericht über das Personal der Pariser Großen Oper geht hervor, daß das Haus 1530 Personen beschäftigt, darunter 55 Sänger, deren Namen auf den Programmen erscheinen. Der Chor besteht aus 165, die Kapelle aus 109, das Ballet aus 217 Personen; dazu kommen 277 Statisten. Weiter giebt es 250 Maschinisten, deren große Zahl sich daraus erklärt, daß die Bühne der Großen Oper hinter den Fortschritten der Neuzeit zurückgeblieben ist. 38 Leute besorgen das elektrische Licht, und außer den Kostümzeichnern giebt es 82 Schneider und Näherinnen. Dazu kommen 37 Diener zum Plagatweifen, 17 Schreiber im Bureau und 23 Feuerwehrlente. —  
 — Klingers „Beethoven“, der sich bis Sonntag in der Ausstellung der Wiener Seceßion befand, wird demnächst in der Düsseldorf-Industrie-Ausstellung zu sehen sein. —  
 — Die Berliner Seceßion trägt sich mit der Absicht, die zu beschränkten Räume ihres Hauses in der Kantstraße mit einem größeren Gebäude zu vertauschen, das in der Hardenbergstraße errichtet werden soll. —  
 — Architekt A. Erdell spricht in einer Matinee der „Freien Literarischen Gesellschaft“ (Wilhelmstr. 92, Architektenhaus) am Sonntag, den 22. d. M., über „Kunsthandwerk einst und jetzt.“ —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 22. Juni.